

A blue hexagon with a white shadow, containing the title text.

**Krieg – Die Schule
des Lebens?**

A red hexagon with a white shadow, containing the subtitle text.

**Deutsches Transkript
zum
Podcast**

Krieg – Die Schule des Lebens?

Podcast zur Kriegserfahrung

Deutsches Transkript

Zürich: METIS Podcast Transcriptions 2023

Translation by Eliane Schmid

ES = Eliane Schmid

DT = Daniel Trusilo

ES: Hallo und herzlich willkommen bei Wisdom Talks, dem Podcast zum METIS Projekt, dem Internetportal für interkulturelle Weisheitsliteratur und Weisheitspraktiken, zu finden unter www.metis.ethz.ch. In dieser Ausgabe wird Daniel Trusilo, unser heutiger Gast, über seine Erfahrungen als Kombattant sprechen. Mein Name ist Eliane Schmid und ich begrüße unsere Hörerinnen und Hörer, sowie Daniel Trusilo heute hier im Studio.

DT: Dankeschön.

ES: Also, das Leben ist ein Spiel. Das Leben ist Krieg. Zwei gegensätzliche Metaphern. Aber «das Leben ist kein Spiel», sagt der Philosoph Raymond Geuss, weil kein Spiel mit dem Tod endet. Aber ist die Metapher vom Leben als Krieg treffender? Sie soll uns die Ernsthaftigkeit des Lebens vor Augen führen. Die Weisen wissen um die Kürze des Lebens, die Flüchtigkeit, die Vergänglichkeit. Seneca oder Sokrates scheinen uns sagen zu wollen, dass der Schlüssel der Weisheit sei, sich seiner Angst vor dem Tod zu stellen und zu lernen, sie zu überwinden. Muss man sich also der Gefahr stellen oder gar in den Krieg ziehen, um weise zu werden? Metaphern beiseite: Krieg ist eine Tatsache. Seit tausenden von Jahren werden Menschen

auf der ganzen Welt dafür ausgebildet. Sie sollen auf Extremsituationen vorbereitet werden, die nicht wirklich simulierbar erscheinen. Daniel Trusilo doktoriert derzeit an der Universität St. Gallen und forscht zu der Evaluation autonomer Robotersysteme (autonomous systems evaluation) und ist ausserdem Absolvent von West Point und Irakkriegsveteran mit Kampferfahrung. Ich möchte dieses Gespräch mit einer etwas naiven und ambigen Frage beginnen: Waren Sie auf den Krieg vorbereitet?

DT: Ich glaube, die Antwort darauf ist sehr kompliziert, denn man kann auf bestimmte Dinge vorbereitet sein, aber man ist nicht unbedingt auf alles vorbereitet. Die Folgen, das Gefühlschaos, der Stress - all das sind Dinge, die man nur durch die Erfahrung lernen kann.

ES: Warum haben Sie sich entschieden, nach West Point zu gehen?

DT: Das ist eine Frage, die ich oft von Europäern gestellt bekomme, weil das Bildungssystem hier ganz anders ist als in den Vereinigten Staaten. In den Vereinigten Staaten ist es extrem teuer, und was die Leute oft nicht wissen, ist, dass die Militärakademien, die Naval Academy, die Air Force Academy in West Point, wo die Armee Kadetten zu Offizieren ausbildet, sehr hochwertige akademische Einrichtungen sind, die völlig kostenlos sind, und ich war von klein auf davon angetrieben, auf eine Militärakademie zu gehen, weil ich wirklich die Möglichkeit haben wollte, eine Führungsrolle im US-Militär zu lernen. Ich hatte idealisierte, vielleicht naive Vorstellungen davon, was das bedeutet, und das war auch vor dem 11. September. Es war also keine Zeit des aktiven Konflikts.

ES: Und wie würden Sie die Schule beschreiben? Als Sie die Schule besuchten, als Sie dort anfangen, als Sie nach dieser Führungsausbildung suchten, haben Sie die bekommen und wie würden Sie einen normalen Tag dort beschreiben?

DT: Nun, West Point war eine unglaubliche Erfahrung. Ich würde sagen, dass es ganz anders ist als ein normales Bachelor-Studium, weil man in eine Institution kommt, die darauf ausgelegt ist, Führungsqualitäten zu entwickeln und Werte wie Sinnhaftigkeit zu vermitteln, was nicht einfach ist. Ich denke, eine der tiefgreifendsten Erfahrungen in West Point ist, dass man nach einem Ehrenkodex lebt, der, wie ich glaube, als Wert vermittelt wurde, aber

der Ehrenkodex lautet: «Ein Kadett lügt, betrügt oder stiehlt nicht und toleriert auch nicht diejenigen, die das tun.» Und das wird ein Teil von dir. Und ich würde sagen, dass dies auch heute noch mein Verhalten bestimmt. Ausserdem wollte ich unbedingt die Gelegenheit haben, meinem Land zu dienen, was in West Point möglich ist. Das ist eine Chance, durch den Dienst im Militär etwas zurückzugeben. Viele Leute wissen es nicht, aber wenn man eine Militärakademie besucht, ist man verpflichtet, fünf Jahre lang aktiven Militärdienst zu leisten. Während ich dort war, geschah der 11. September, und Amerika stand vor einem Krieg, und so änderte sich alles, was bedeutete, dass mein Militärdienst nach meinem Abschluss in einem aktiven Konflikt stattfinden würde.

ES: Natürlich waren alle überrascht, als der 11. September geschah. Aber hat Ihnen das in diesem Moment Angst gemacht, oder waren Sie auf eine seltsame Weise aufgeregt, weil Sie eigentlich dafür ausgebildet wurden? Waren Sie – glücklich ist das falsche Wort – aber waren Sie irgendwie dankbar, dass Sie die Ausbildung tatsächlich nutzen konnten, oder dachten Sie: «Oh Mist, ich hätte nicht gedacht, dass so was passieren würde»?

DT: Ja, ich erinnere mich daran, dass meine Eltern und ich, als ich nach West Point ging, ein Gespräch hatten, weil meine Eltern nicht beim Militär waren. Viele Leute, die auf diese Militärakademien gehen, kommen aus Militärfamilien oder haben einen militärischen Hintergrund. Meine Mutter ist Kunstlehrerin und mein Vater war Geschäftsmann, und als ich angenommen wurde, hatten wir dieses Gespräch, und meine Mutter fragte: «Daniel, was wirst du tun, wenn es tatsächlich einen Krieg gibt?» Und mein Vater sagte, bevor ich antworten konnte: «Mach dir keine Sorgen, das ist nicht sehr realistisch.» Und dann, ein paar Jahre später, war der 11. September und alles änderte sich. Ich glaube, als Kadett hatte ich gemischte Gefühle. Ich war der Meinung, dass die Invasion in Afghanistan gerechtfertigt war, und ich war noch sehr jung, sehr simpel und hatte idealistische Vorstellungen davon, was richtig und falsch war. Als ich meine Kadettenzeit beendete, das war 2003, marschierten die USA in den Irak ein, und ich hatte schon in diesem jungen Alter mehr Zweifel an diesem Konflikt. Ich würde sagen, dass es auch eine Gelegenheit ist, die Dinge, die man getan und gelernt hat, in die Praxis umzusetzen, und ich denke, ich war grösstenteils – aufgeregt ist nicht das richtige Wort – aber es war eine Möglichkeit, die

Dinge in die Praxis umzusetzen, für die ich all meine Mühe und Zeit aufgewendet und viele Opfer gebracht hatte.

ES: Denn die Ausbildung ist sehr intensiv, nicht wahr? Ich weiss nicht, ob asketisch das richtige Wort ist, aber könnten Sie vielleicht den Beginn der Ausbildung beschreiben?

DT: Ja, absolut. Ich meine, es ist keine normale College-Ausbildung, das ist sicher. Man beginnt im Sommer mit der militärischen Grundausbildung der Kadetten, und sobald das akademische Jahr beginnt, ist das Programm extrem streng. Die Anforderungen an die Kadetten sind höher als die Zeit, die man an einem Tag zur Verfügung hat, und das zwingt einen dazu, Prioritäten zu setzen und zu entscheiden, was man tun und was man lassen sollte, um zu überleben. Die andere Sache, die für viele Leute wirklich überraschend ist, ist, dass Kadetten im ersten Jahr, sogenannte «plebes», eigentlich nicht ausserhalb des akademischen Klassenzimmers und der Kaserne sprechen dürfen. Die ganze Zeit, die man damit verbringt, herumzulaufen oder sich zu bewegen, grüsst man die Oberschüler auf sehr offizielle Art und Weise, aber man redet nicht wirklich. Es ist nicht entspannt und man soll keine Zeit verschwenden. Es geht nur darum, so schnell wie möglich von einem Ort zum anderen zu kommen und die Arbeit zu erledigen.

ES: Wie sind Sie damit umgegangen? Haben Sie sich einfach daran gewöhnt oder war es schwierig? Oder war es in gewisser Weise entspannend, weil Sie immer wussten, was Sie zu tun hatten?

DT: Es ist überhaupt nicht entspannend, nein. Aber die Idee ist, dass man mit gutem Beispiel vorangeht, und man kann nicht verstehen, wie man eine Führungsperson sein kann, wenn man nicht selbst ein Mitläufer gewesen ist. Wenn sie also jemanden nach West Point oder an eine der Militärakademien schicken, dann suchen sie wirklich nach Leuten, die die Fähigkeit haben, eine Führungsrolle zu übernehmen, aber man muss zwangsläufig bei Null anfangen. Man muss bei Null anfangen, und wenn man ankommt, hat man vielleicht das Gefühl, ganz oben zu sein, aber dann wird man in eine sehr untergeordnete Position versetzt, damit man versteht, wie es sich anfühlt, herumkommandiert zu werden und dass einem vielleicht die Möglichkeit genommen wird, auf dem Weg zum Unterricht ein

entspanntes Gespräch zu führen. Und erst dann, glaube ich, kann man wirklich verstehen, was es bedeutet, jemand anderem zu sagen, dass er etwas tun soll, was schwer oder schwierig ist. Mit anderen Worten: Man sagt niemandem etwas oder befiehlt jemandem etwas, was man nicht selbst zu tun bereit ist.

ES: Und wie sieht es mit der Vorbereitung auf Extremsituationen aus? Sie haben gerade von Vorbereitung gesprochen, aber waren Sie auch auf Situationen vorbereitet, in denen Sie andere Menschen sterben sehen, Ihre Kameraden sterben sehen oder, na ja, sogar Ihren eigenen Tod. Gab es darauf irgendwelche Vorbereitungen?

DT: Während man dort ist, durchläuft man viele verschiedene militärische Ausbildungen, man spricht über diese Dinge, aber zu der Zeit, als ich dort war, vor dem 11. September, gab es nicht viele reale Kampferfahrungen im amerikanischen Militär. Meine Generation ist diejenige, die die meiste Kampferfahrung hat. Es gab also nicht viele Leute, die uns wirklich Ratschläge zu solchen Dingen geben konnten. Ich erinnere mich an eine Lehrerin – ich durchmachte eine sehr schwierige Trennung während ich dort war – ich kam in den Unterricht und war wahrscheinlich sehr abgelenkt, und sie zog mich aus dem Klassenzimmer und sagte zu mir: «Hey, wo ist dein Kopf?» Und ich sagte: «Oh, entschuldigung. Ich habe gerade eine schwierige Trennung hinter mir.» Und sie sagte: «Das ist im Moment in Ordnung, aber wenn du Soldaten im Kampf anführst oder wo auch immer, musst du in der Lage sein, dich abzugrenzen, weil die Leute auf dich zählen werden und ihr Leben auf dem Spiel steht, und wenn du dein persönliches Drama nicht von dem trennen kannst, was du in einem Kampfszenario tust, werden Leute getötet werden.» Das war ein grosser Weckruf für mich, und ich glaube, dass ich in West Point gelernt habe, mich abzugrenzen. Ich bin mir nicht sicher, ob extremes Abgrenzen gesund ist, denn irgendwann muss man sich mit all den Dingen auseinandersetzen, die man beiseiteschiebt, aber das war eine sehr gute Lehre, und sie hat mir wahrscheinlich geholfen, als ich im Irak war.

ES: Wenn man dort zur Schule geht, scheint das alles sehr abstrakt zu sein, die Vorstellung, dass man in den Kampf ziehen würde und so weiter. Hat sich das für Sie immer abstrakt angefühlt oder konnten Sie es sich tatsächlich vorstellen? Also vor allem, als diese Lehrerin

Ihnen das sagte, konnten Sie sich vorstellen dies tatsächlich in einer Extremsituation machen zu müssen, oder blieb das etwas Unvorstellbares?

DT: Nun, was unter anderem an West Point grossartig war, dass wenn man lernt, wenn man im Klassenzimmer ist, die Mehrheit der Professoren aktive Militäroffiziere mit Welterfahrung sind, die dir beschreiben, wie deine Karriere aussehen wird. Das ist für sie nur eine dreijährige Aufgabe in ihrer Laufbahn, zurückzukommen, um in West Point zu unterrichten. Sie machen die Dinge also sehr praktisch. Ein perfektes Beispiel wäre ein Rechenproblem, bei dem man nicht nur Variablen verwendet, sondern tatsächlich versucht, ein Problem zu optimieren oder zu lösen, um die Wartung von Fahrzeugen zu optimieren oder etwas Ähnliches, um es praktisch zu machen und es zu einer realistischen Lektion zu machen, und ich glaube, das habe ich sehr geschätzt. Es machte es mir leichter, alle Informationen zu verdauen.

ES: Nun haben wir über die Theorie gesprochen. Wie war es, als Sie tatsächlich im Einsatz waren? Können Sie beschreiben, wie Sie sich auf den Einsatz vorbereitet haben und was dort passiert ist?

DT: Ja, ich wurde im November 2005 in den Irak entsandt und war zunächst Zugführer eines Feldartilleriezug, was ein ziemlich normaler Job war, aber ich war am Ende meiner Amtszeit als Zugführer, und so beendete ich diese Position als Oberleutnant und wechselte dann zu einer neuen Idee oder einem Konzept, das wir gerade entwickelten. Dabei handelte es sich um ein militärisches Übergangsteam. Es handelte sich also um ein Team, das mit einer irakischen Armeeeinheit zusammenarbeitete, um den Aufbau irakischer Kapazitäten zur Gewährleistung der Sicherheit der Bevölkerung zu unterstützen, und ich war der Einsatzoffizier für diese Aufgabe. Das war eine sehr unkonventionelle Aufgabe, denn wir waren in diese irakische Einheit integriert. Ich hatte keine formale Ausbildung als Einsatzberater für ein ausländisches Militär, und ich sprach kein oder nur sehr wenig Arabisch. Das war in vielerlei Hinsicht eine Herausforderung, aber es war auch in vielerlei Hinsicht aufregend, weil ich nicht auf einem US-Ford-Stützpunkt war, sondern in einer irakischen Stadt mit Irakern lebte und die Auswirkungen meiner Arbeit tagtäglich erleben konnte.

ES: Als Sie in der Stadt ankamen, was waren Ihre wesentlichen Aufgaben und wie haben Sie sich darauf vorbereitet? Und als Sie ankamen, wie viele Leute haben dort auf Sie gewartet oder wie viele Leute haben Sie mitgenommen? Und wann haben Sie – «action» klingt sehr nach einem Film – wann haben Sie tatsächlich angefangen zu kämpfen?

DT: Okay. Nun, als ich in die Position des Operationsberaters für das irakische Militär wechselte, gehörte ich zu einem 15-köpfigen Team, und wir arbeiteten mit einem irakischen Infanteriebataillon mit wahrscheinlich 300 oder 400 Mann. Ich wandte alles an, was ich bis dahin gelernt hatte, sei es als Kadett in West Point oder als ich meinen Abschluss in West Point machte – ich ging zu einer Kampfbrigade in Fort Carson, Colorado, und wir nahmen an verschiedenen Schulungen teil. Ich bildete meinen eigenen Zug aus, um die Fähigkeiten zu erlangen, die wir für einen Einsatz brauchten, denn wir wussten, dass wir in den Irak gehen würden. Ausserdem besuchte ich die «Ranger School», die eine der tiefgreifendsten Erfahrungen war, die ich je in meinem Leben gemacht habe, weil man dort wirklich an seine körperlichen, geistigen und emotionalen Grenzen stösst, und man erkennt, wo diese Grenzen liegen, und dann geht man über sie hinaus, was eine unglaubliche Erfahrung ist und sehr nützlich, wenn man in einem Kampfeinsatz ist. Als ich in Al Khalis, Irak, in der Provinz Diyala war, nahm ich all das, was ich gelernt hatte, all die Methoden, die ich entwickelt hatte, um meine eigenen Soldaten in meinem Zug auszubilden, und versuchte dann, sie dem irakischen Infanteriebataillon, mit dem ich zusammenarbeitete, beizubringen, wie man moderne militärische Techniken einsetzt, um einen Patrouillenplan zu erstellen, den die Rebellen nicht unbedingt vorhersehen konnten, der aber für Sicherheit auf dem Marktplatz sorgte. Solche Dinge. Ausserdem ging es um grundlegende Waffensicherheit. Wie man eine Waffe oder ein Fahrzeug instand hält und sicherstellt, dass die Logistik funktioniert und all diese Dinge, das waren alles Sachen, die wir mit der irakischen Infanterie von Grund auf neu aufbauen mussten, weil alles nach der ersten Invasion im Jahr 2003 zerfallen ist.

ES: Ich frage mich, wie die Kommunikation damals funktioniert hat? Haben Sie mit der Zeit etwas mehr Arabisch gelernt oder gab es Übersetzer? Eine sehr grundsätzliche Frage, aber ich denke, es ist sehr wichtig, wenn man eine Gruppe von Menschen führt, dass man weiss, wie man kommuniziert.

DT: Nun, ich bin davon überzeugt, dass die Dolmetscher fast immer die mächtigsten Leute in jedem Raum sind – nach dieser Erfahrung. Wir hatten zwei, am Ende sogar vier Dolmetscher, die komplett in mein Team integriert waren. Sie lebten also mit uns. Sie trugen Waffen, weil ihre Arbeit extrem gefährlich war. Es waren Iraker. Wir arbeiteten nicht mit Amerikanern, die Arabisch sprachen, sondern mit Irakern, die wir einstellten und überprüften, und die dann Teil unseres Teams wurden. Einer von ihnen begleitete mich im Wesentlichen zu allen Treffen, zu denen ich gehen musste. Ich hatte grosses Glück, denn der irakische Einsatzleiter, mit dem ich zusammenarbeitete, in erster Linie sehr daran interessiert war, Englisch zu lernen, und er war auch geduldig mit meinem sehr begrenzten Arabisch, so dass er mit mir zusammenarbeitete und wir die Dinge gemeinsam durchgingen, was viel Zeit, Geduld und Mühe erforderte.

ES: Ich habe eine sehr naive Vorstellung davon, wie der Krieg aussieht, den ich nur aus Filmen oder Geschichtsbüchern kenne, aber oft wird geschrieben oder gezeigt, dass es viel Warten beinhaltet. Haben Sie auch viel Warten erlebt, und wenn ja, wie war das für Sie?

DT: Ja, absolut. Ich habe ein Jahr im Irak verbracht, und das war in einer Zeit sehr intensiver Konflikte. Die Mahdi-Miliz, die zu den Streitkräften von Muqtada al-Sadr gehört, und Al-Qaida im Irak unter Zarqawi waren beide ziemlich stark und gingen ständig gegeneinander und auch gegen uns vor, es gab also ziemlich viele Konflikte. Aber die meiste Zeit bestand nicht unbedingt aus Warten, aber auch nicht aus diesen Momenten des tatsächlichen Konflikts. Die meiste Zeit ging es darum, von Ort zu Ort zu ziehen, sich mit verschiedenen Beamten oder Polizeichefs oder dem Bürgermeister zu treffen, auf den Markt zu gehen und dafür zu sorgen, dass die Patrouillen tatsächlich so abliefen, wie sie es brauchten, und so weiter. Es herrscht eine unterschwellige Spannung, weil jeden Moment eine Bombe am Strassenrand oder ein Heckenschütze oder etwas Ähnliches auftauchen kann, und man muss immer auf der Hut sein, und ich denke, dass diese riesige Unsicherheit dauernd sehr viel Stress verursacht, auch wenn es sich ziemlich langweilig anfühlt.

ES: Es sind also zwei sehr gegensätzliche Extreme wie Langeweile, wo man normalerweise nur darauf wartet, dass endlich etwas passiert, und dann diese unterschwellige Angst. Angst

davor, was passieren könnte, was man nicht vorhersehen konnte. Hatten Sie Angst während des Wartens, aber auch während des Kämpfens? Oder was bedeutet diese Nähe zum möglichen Tod eigentlich? Wie hat es sich angefühlt, wenn man das überhaupt erklären kann?

DT: Also, ich würde sagen, dass wir nie gewartet haben. Wir waren immer bereit. Es war also eher so, dass wir immer bereit waren, dass etwas passieren könnte, oder dass wir etwas planten, wenn wir mit den Irakern in einen direkten Einsatz, eine «direct action mission», gingen. Ich persönlich habe dieses Gefühl der Angst oder des Terrors nicht erlebt. Es war eher ein Gefühl hoher Wachsamkeit, extrem hoher Wachsamkeit bis zu einem Grad, bei dem man, wenn man die Strasse entlangfährt, den Strassenrand absucht und jedes einzelne Ding, das fehl am Platz ist, identifiziert. Eine meiner wichtigsten Aufgaben war es, Artilleriesfeuer von einer amerikanischen Artillerieeinheit anzufordern, um uns bei Einsätzen mit den Irakern zu unterstützen, oder Luftunterstützung mit Hubschraubern und Ähnlichem anzufordern. Normalerweise benutzte man dazu Koordinaten, also fünf Breitengrade, Längengrade und so weiter. Gegen Ende des Einsatzes und nach dem Einsatz wurde mir klar, dass amerikanische Telefonnummern auch 10-stellig sind, und dass jemand in meiner Nähe eine 10-stellige Telefonnummer sagen konnte, ohne dass ich mich bewusst darauf geachtet habe. Und ich konnte mir diese Telefonnummer merken, weil sie in meiner täglichen Rolle so wichtig war, und dass bei einem so hohen Stressniveau, mein Gehirn sich einfach daran gewöhnt hat, sich diese 10-stelligen Nummern merken zu können. Mit der Zeit verging es, aber ich denke, das ist ein Hinweis auf den hohen Stress, unter dem wir standen. Ich würde es also nicht als Angst oder Schrecken bezeichnen. Man macht seine Arbeit. Aber man ist einfach die ganze Zeit über extrem wachsam, weil die Bedrohungslage extrem hoch ist.

ES: Sie haben bereits ein wenig auf die Zeit nach dem Kampf oder die Zeit, in der Sie wieder in den USA waren, angespielt. Wie lange haben Sie gebraucht, um aus dem Kriegsmodus herauszukommen? Denn es scheint, als wäre Ihr ganzer Körper in dieser ganz besonderen Situation gewesen. Wie ist der Übergang zum normalen Alltagsleben? Ich meine normal im Sinne von normalen Zivilisten.

DT: Für mich war es extrem schwierig. Ich kam im November 2006 aus dem Irak zurück, und wie ich schon sagte, habe ich viele meiner Gefühle und Erfahrungen, die ich im Irak gemacht hatte, in Schubladen gesteckt, um jeden Tag zu überstehen, weil man sich nicht ablenken lassen kann. Wenn etwas Schreckliches oder Schlimmes passiert, darf man sich nicht damit beschäftigen, und das bedeutet, dass ich, wenn zu Hause oder im Irak etwas Schlimmes passiert, nicht in der Lage wäre, dieses hohe Mass an Wachsamkeit aufrechtzuerhalten, wenn ich mich damit beschäftigen würde. Als ich also zurückkam, musste ich das alles erst einmal verarbeiten. Ich musste all die Dinge verarbeiten, die ich in diesem Jahr weggesperrt hatte, egal ob es sich um Dinge handelte, die zu Hause passiert sind, oder um Dinge, die während meines Aufenthalts im Irak passiert sind, und das hat wirklich lange gedauert. Die andere Erfahrung, die ich in diesem Prozess gemacht habe, war, dass ich mich fast selbst verloren habe. Bevor ich in den Irak ging, hatte ich ein sehr klares Selbstverständnis und eine klare Vorstellung davon, was ich in meinem Leben tun wollte. Ich wollte nach West Point gehen, die Ranger School besuchen, meinem Land dienen und eine Karriere beim Militär machen. Und als ich aus dem Irak zurückkam – und hier muss ich ein *caveat* hinzufügen – glaubte ich nicht unbedingt an die Gründe, warum wir in den Irak einmarschiert waren, aber meine Aufgabe war es, in den Irak zu gehen. Ich hatte den Befehl, dorthin zu gehen. Und schliesslich hatte ich schon früh in West Point gelernt, dass es meine Aufgabe war, mich um die Leute zu kümmern, die mit mir und für mich arbeiteten, und wir arbeiteten zusammen, um füreinander zu sorgen und uns gegenseitig zu unterstützen, damit wir alles durchstehen. Und ich dachte immer, dass ich das Gebiet in dem ich war, gut beeinflussen könnte, sei es die Stadt im Irak, Khalis, oder die Einheit, in der ich war, um mehr Gutes zu tun. Die Erfahrung im Irak liess mich das in Frage stellen. Ich fragte mich, ob meine Existenz, meine Anwesenheit dort, mehr Schaden anrichtete als all das Gute, das ich als Ausgleich dafür tun konnte. Und das war sehr schwierig, weil ich dadurch alles in Frage stellen musste. All die Überzeugungen, all die Werte, all die Dinge, um die ich mein Leben aufgebaut hatte, und so musste ich mich neu orientieren und darüber nachdenken, wie ich das erreichen könnte, was mir ermöglichen würde, meinen Idealen und Werten gerecht zu werden, ohne das Gefühl zu haben, Teil von etwas zu sein, das insgesamt negativ ist.

ES: Ja, weil Sie trainiert wurden, sich abzugrenzen. Sie wurden trainiert, nicht zu viel über diese Dinge nachzudenken, um überhaupt funktionieren zu können. Ich nehme also an, dass

es für Sie eine Art Erleichterung war, als Sie zurückkamen? Aber war es auch in gewisser Weise ein Verlust, weil der Sinn, den Sie vorher zu haben schienen, nun weg war?

DT: Auf jeden Fall. Und ich war total desillusioniert. Ich war auch extrem frustriert, weil ich das Gefühl hatte, dass die Dinge, die wir taten, egal wie viel Mühe ich mir gab und egal wie viele gute Leute ich verletzt sah, Zivilisten waren, die verletzt wurden, weil sie zur falschen Zeit am falschen Ort waren, oder wir waren zur falschen Zeit am falschen Ort. Und bei dieser ganzen Erfahrung haben die Menschen in Amerika nicht unbedingt aufgepasst, weil sie mehr mit anderen Dingen beschäftigt waren. Das soll nicht heissen, dass sie keine Wertschätzung zeigten, und ich möchte klarstellen, dass sich viele Menschen, als ich nach Hause kam, wirklich darum bemühten, dass ich mich willkommen fühlte. Aber die Vereinigten Staaten hatten sich ohne mich weiterentwickelt. Ich erinnere mich, dass ich zurückkam und die Leute sagten: «Danke für Ihren Dienst», was eine ziemlich leere Aussage ist, wenn man danach nicht tatsächlich ein Gespräch führt. Und ich erinnere mich, dass ich sehr desillusioniert war, weil die Leute zwar sagten: «Danke für deinen Dienst», dann aber für dieselben Politiker stimmten, die den Krieg fortsetzten, der mir einige Freunde genommen hatte. Und das war für mich wirklich sehr, sehr schwierig.

ES: Die Wiedereingliederung in das zivile Leben scheint also sehr schwierig gewesen zu sein. Wie sind Sie dabei vorgegangen, oder wie haben Sie einen Ort gefunden, an dem Sie neu anfangen konnten?

DT: Ja, ich meine, ich habe einen NATO-Auftrag angenommen, damit ich nicht sofort wieder in den Irak oder nach Afghanistan zurückmusste, damit ich einige dieser Dinge verarbeiten konnte, und während dieser Zeit wurde ich nach Deutschland versetzt. In Deutschland fand ich einige sehr enge Freunde, die mir bei der Verarbeitung halfen, mir Fragen stellten und einfach zuhörten. Und während dieser Zeit wurde mir klar, dass ich vielleicht weiter dienen und die Fähigkeiten, die ich durch meine Arbeit im humanitären Sektor entwickelt hatte, anwenden könnte, denn etwas, was mir im Irak auffiel, war, dass es an vielen dieser Orte, an denen ich arbeitete, um für die Sicherheit der lokalen Gemeinschaften zu sorgen, aus verschiedenen Gründen keine humanitären Helfer gab. Ich meine, es war extrem gefährlich. Also dachte ich: «Okay, vielleicht kann ich die Fähigkeiten, die ich im Militär entwickelt

habe, nutzen, um in den humanitären Sektor zu gehen und Menschen in Not zu helfen.» Also beschloss ich, in die Schweiz zu kommen und dort zu studieren, um in den humanitären Sektor einzusteigen und für das Internationale Komitee des Roten Kreuzes zu arbeiten, das für das humanitäre Völkerrecht zuständig ist, und so kam es dann auch. Aber es hat Jahre gedauert, bis ich herausgefunden habe, wo ich hingehöre und wie ich meine Werte so leben kann, dass ich auch das Gefühl habe, etwas Positives zu bewirken.

ES: Jetzt, wo Sie das alles verarbeitet haben, und ich bin sicher, dass dieser Prozess nie aufhören wird, aber haben Sie das Gefühl, dass Sie die Dinge, die Sie in West Point gelernt haben, jetzt tatsächlich gut anwenden können, so wie Sie gerne wollten? Gibt es gute Dinge, die Sie jetzt aus der Zeit in der Schule nutzen können?

DT: Ja, absolut. Ich bin immer noch extrem diszipliniert in meinem Leben. Ich lebe immer noch nach demselben Ehrenkodex, den ich in West Point gelernt habe, und nach den Werten, die ich dort entwickelt habe, wie zum Beispiel mit gutem Beispiel voranzugehen. Das tue ich immer noch. Das ist ein Teil von dem, was ich bin. Ich würde sagen, dass ich eine breitere Weltperspektive habe, und das prägt auch die Arbeit, die ich jetzt mache. So forsche ich jetzt über die praktische Anwendung von Ethik auf künstliche Intelligenz und wie diese für Such- und Rettungsdienste oder Waffensysteme eingesetzt werden kann und wie wir diese so gestalten können, dass sie der Menschheit nützen, ohne ungewollt Schaden anzurichten. All diese Dinge, die ich durch meine Erfahrungen in West Point, im Irak und beim US-Militär gelernt und entwickelt habe, haben meine Entscheidungen in meinem Leben seitdem beeinflusst.

ES: Damit komme ich auf den Zweck dieses Podcasts zurück, der darin besteht, über verschiedene Arten von Weisheit zu sprechen. Und ich würde jetzt nicht sagen, dass man ein weiser Mensch wird, wenn man in den Krieg zieht. Das klingt sehr abstrakt. Aber Sie haben dennoch so viel Lebenserfahrung gesammelt – um diesen Begriff zu verwenden. Also, denken Sie, dass – Sie haben auch schon ein bisschen auf die Dinge angespielt, die Sie gelernt haben und die Sie anwenden können – aber haben Sie das Gefühl, dass diese Lebenserfahrung Sie hierhergebracht hat, und dass sie Ihnen auch heute noch hilft, durch das Leben zu navigieren?

DT: Ja, ich meine, ich musste neu lernen, wer ich war, und es hat mich gezwungen, neu zu bewerten, darüber nachzudenken, was mir wichtig ist und was mir nicht wichtig ist, und das Leben in einer Weise zu schätzen, wie ich es wahrscheinlich nicht getan hätte, wenn ich diese Erfahrung nicht gemacht hätte. Denn das Leben ist flüchtig, und es ist auch extrem instabil im Sinne von gut und schlecht, jeden Tag aufs Neue. Das musste ich auf die harte Tour lernen. Ich glaube nicht, dass man das unbedingt muss. Ich denke, ich war wahrscheinlich einfach naiv, und ich lebe immer noch nach diesen Werten, aber vielleicht bin ich realistischer, was das Erreichen dieser Werte angeht und auch, welche anderen Kräfte im Spiel sind.

ES: Ich glaube, ich nehme diese letzte Aussage, weil es wirklich sehr schön ist, sich daran zu erinnern, dass das Leben vergänglich ist, aber dass das Leben eigentlich sehr schön sein kann und super wertvoll ist. Und ich würde mich an dieser Stelle gerne dafür bedanken, dass Sie all diese Erfahrungen mit uns geteilt haben und erklärt haben, was diese Erfahrungen für Sie bedeuten. Also vielen Dank, dass Sie heute hier waren.

DT: Ja, ich danke Ihnen für die tollen Fragen und die nette Diskussion.

ES: Ich danke Ihnen. Ich möchte unseren ZuhörerInnen danken, dass sie heute bei uns waren, und ich möchte unsere ZuhörerInnen auch dazu einladen, weiteren Wisdom Talks zu folgen, sowie neugierig in die Vielzahl von Texten und Podcasts einzutauchen, die auf unserer Website www.metis.ethz.ch, das Internetportal für interkulturelle Weisheitsliteratur und Weisheitspraxis, zu finden sind. Weitere Informationen finden Sie auch in den show notes. Vielen Dank fürs Zuhören und auf Wiedersehen.

Dieser Meta-METIS Wisdom Talk wurde von Martin Münnich produziert, mit der Unterstützung von der ETH Zürich und der Udo Keller Stiftung Forum Humanum in Hamburg.